

César Aira

»Wie ein Traum, der beim
Erwachen verschwindet«
- Patti Smith

»Airas Unberechenbarkeit
ist meisterhaft«
- Harpers -



DIE SCHNEIDERIN UND DER WIND

Roman

Aus dem
Spanischen
von
Christian Hansen

»Exzentrisch,
aber
einer der
besten«

- Roberto Bolaño -

»Wenn das
keine
Weltliteratur
ist«

- Literaturen



simpel sind die Ursachen, wie kompliziert die Wirkungen.

Sie musste eine Unterkunft finden. Einen Platz für die Nacht. Denn die Nacht, die nicht kam, würde schon bald kommen. Und dann könnte es lustig werden. Viel lustiger, als sie, obwohl sie genau das gerade ahnte: eine mondlose, lichtlose Nacht, in der sich alles in Schrecken verwandelte ... Was jenseits der Vorstellungskraft lag, war: das Material für die Verwandlungen. Denn um sich herum sah sie nichts, dem zuzutrauen wäre, sich in etwas anderes zu verwandeln, nicht ein Baum, nicht ein Fels. Die Wolken? Unvorstellbar, dass eine Wolke ihr Angst machen sollte. Was die Luft anging, der war nicht zuzutrauen, Gestalt anzunehmen.

Aber es gab doch immerhin Dinge. Sie waren nicht im Äther. Das fahle Licht der in den letzten Zügen liegenden Dämmerung machte sich anheischig, ihr Millionen Gegenstände zu zeigen, Gräser, Disteln, Kiesel, Erdklumpen, Ameisenhügel, Knochen, Gürteltierpanzer, tote Vögel, lose Federn, Ameisen, Käfer ...

Und das große graue Tafelland.

Was Delia in jener fortwährenden Dämmerung nicht wusste: dass es in ihrer Geschichte durchaus eine Nacht gegeben hatte. Sie wusste es nicht, weil sie sie bewusstlos im Innern des am Lastwagen-Planeten zerschellten Chryslers verbracht hatte.

Ramón Siffoni, ihr Mann, war in seinem roten Lasterchen die ganze Nacht hindurch gefahren, ohne sich eine Minute Ruhe zu gönnen. Er dachte nicht im Traum daran, anzuhalten und eine Weile zu schlafen, im Gegenteil. Er sah den Mond als eine oranges Licht verströmende Scheibe vor sich aufgehen und fühlte sich als Herr über Stunden und Nächte, über alle, ausnahms- und lückenlos, in einem vollkommenen Kontinuum. Vollkommen auch seine Konzentration am Steuer. In dieser Konzentration war die Nacht gekommen, während das Lasterchen wie ein Spielzeug einschlafende Dörfer passierte. Plötzlich war da die Einöde, plötzlich war es Nacht. Die Dörfer wurden zu undeutlichen, Dunkelheit ausstrahlenden Gesteinsformationen. Die Städte wuchsen aus dem Boden. Es waren keine Städte: niemand lebte darin. Aber sie glichen Städten wie ein Ei dem anderen. Dass dort niemand war, bedeutete nur, dass sich niemand in ihrem Straßengewirr zurechtfinden musste. Ihre Straßen boten eine abstrakte allgemeine Orientierung wie die Karte des Mondes. In dem Moment, als er den Río Colorado überquerte, kam der Mond hervor, und Ramón gingen die Augen über, Augen wie zwei Sterne. Ein großes Tafelland, das er nicht kannte, hatte sich zwischen ihn und den Horizont geschoben und nahm den Platz seiner Konzentration ein. Hier gab es nichts.

Ohne dass er davon wusste, ereignete sich daraufhin ein unbemerktes, in Patagonien aber alltägliches Phänomen: die atmosphärischen Gezeiten. Unter Einsatz seiner geballten Massenanziehungskraft auf die Landschaft ließ der Mond die in der Erde schlummernden Atome aufsteigen und durch die Luft wirbeln. Nicht nur Atome, das wäre halb so wild, sondern auch seine Partikel, darunter die des Lichts und die äußerst verworrenen der Gemütsverfassung.

Vielleicht wirkten sich die Gezeiten dieser Nacht irgendwie auf Siffonis Gehirn aus,

vielleicht auch nicht, man wird es nie erfahren. Für den Lastwagen hatten sie interessanterweise zur Folge, dass er seine Farbe verlor, das mittlerweile halb verblichene Rot, mit dem er vor vierzig Jahren die Fabrik verlassen hatte und das im sommerlichen Morgengrauen, wenn die Vögel sangen, so leuchtete. Es wurde durchsichtig, obwohl niemand da war, der es hätte sehen können.

Als Ramón Siffoni Stunden später in den Rückspiegel schaute, sah er einen Kilometer hinter sich ein himmelblaues kleines Auto. Auch der Staub war durchsichtig geworden. Die Anwesenheit des winzigen Vehikels dort befremdete ihn zutiefst. Über den Faden des Befremdens verbunden, fühlte er sich verfolgt. Momentan blieb die Entfernung zwischen ihnen konstant. Es sollte nicht schwer sein, es abzuschütteln; ein so winziges Auto hatte er noch nie gesehen, glaubte aber, dass es keinen starken Motor hatte. Er gab Gas. Eigentlich hätte er das für unmöglich gehalten, weil er das Pedal schon voll durchtrat, dennoch erhöhte der Lastwagen die Geschwindigkeit, und zwar deutlich. Es schoss voran, das gläserne Lasterchen, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil.

Hier mache ich eine Klammer. Denn genau betrachtet hatte der Mond durchaus eine Wirkung auf Ramón. Dass er sich nämlich als Ehemann sah. Er war einer wie viele andere, mittelmäßig gut, mehr oder weniger normal. Er sah aber auch, dass diese Eigenschaft, in der er sich so behaglich eingerichtet hatte, zur Gänze auf einem Argument beruhte, das da lautete: »er könnte schlimmer sein«. Es gibt ja Männer, die ihre Frauen schlagen oder sich auf die eine oder andere Art entehren, indem sie sie demütigen oder ihnen alle erdenklichen, in der Regel klar erkennbaren Gemeinheiten antun (nichts ist klarer erkennbar für den, der ein Ehepaar betrachtet), und der Gipfel von allem ist das Verlassen: es gibt Ehemänner, die davonlaufen, verschwinden, unzählige. Weshalb der Mann, auch wenn er dableibt und seinen Niederträchtigkeiten weiter freien Lauf lässt, »schlimmer sein könnte«. Er könnte sie ja verlassen. Aber die Frauen sind nicht so blöd, sich damit abzufinden; wie heißt es so schön: »besser ganz allein als schlecht zu zwein«, weil es Grenzsituationen gibt, in denen es erstrebenswerter ist, sich von einem Ungeheuer von Ehemann zu befreien, als ihn zu bewahren. Eigentlich ist das »er könnte schlimmer sein« sehr dehnbar, sogar sehr anspruchsvoll; der geringste Fehler diskreditiert einen Mann in den Augen seiner Frau. »Er könnte schlimmer sein ...« gilt nur, wenn einer fast perfekt ist, wenn seine Sünden lässlich sind, von der humoristischen Sorte (wenn er zum Beispiel seine Hose beim Hinsetzen nicht etwas hochzieht, um zu vermeiden, dass der Stoff auf die Dauer an den Knien durchscheuert). Prima, so bildet sich eine Hierarchie: Es gibt Typen, die Ungeheuer sind und ihren Frauen das Leben zur Hölle machen, zum Beispiel wenn sie trinken; andere sind es nicht, und wenn einer zur letzteren Kategorie zählt, kann er sich den Luxus leisten, im Sessel seines Wohnzimmers Zeitung lesend auf seine kleinen (und großen) Mängel herabzublicken, während die Gattin das Abendessen bereitet, und sich seiner selbst sehr sicher fühlen. So sicher, dass sich plötzlich, wie eine wunderbare Blume, die Welt der Laster vor ihm auftut, die er dank seiner Eigenschaft als guter Ehemann, guter Familienvater, ungestraft begehen könnte, begehen kann. Das Leben erlaubt es ihm, ihm mehr als jedem anderen. Wäre es nicht schade, geradezu ein Verbrechen, eine solche Gelegenheit verstreichen zu lassen? Die Bandbreite an Niederträchtigkeiten ist seine Jakobsleiter; jede Stufe besitzt ihre eigene subtile Dialektik von »er könnte schlimmer

sein«, und ein Leben reicht nicht hin, die letzte zu erklimmen, die des Ungeheuers.

Nun, Ramón Siffoni hatte ein Laster. Er war ein Spieler. Die Ehe hatte ihn zum Spieler werden lassen, aber umgekehrt hatte ihn auch das Spiel zu einem verheirateten Mann gemacht. Er spielte lange bevor er heiratete, seit frühester Jugend, aber wie bei allen Lastern ging es auch beim Spiel weniger ums Angefangenhabe als ums Weitermachen. Er war unverbesserlich. Sein Fall unabänderlich. Es war das Gerüst seines Lebens, sein Stigma. Er verspielte alles, das Geld, das er verdiente, und das seiner Frau, in Form von Schulden, die sofort fällig wurden, von Hab und Gut, von Haus (zum Glück nur gemietet) und Lastwagen. Er war immer auf null, immer abgebrannt, und von dort stürzte er ab, in schwindelerregende Tiefen. Wie alle wahren Spieler verlor er grundsätzlich. Ein Wunder, dass sie überlebten, Essen und Kleidung hatten, für ihre Rechnungen und die Erziehung ihres Sohnes aufkommen konnten. Das Geheimnis bestand wohl darin, dass er manchmal zufällig doch gewann und mit der wunderbaren Unvernunft aller Spieler, die nie an morgen denken, seinen Gewinn bis auf den letzten Cent darauf verwendete, die Null wiederherzustellen und weiterzumachen; derselbe Gestus von Unbedachtheit, der sich nachts gegen die Familie richtete, schlug tagsüber zu ihren Gunsten aus. Ein noch größeres, viel größeres Wunder war aber, dass man im Viertel, im Ort (ganz Pringles war ein Viertel, und Neuigkeiten machten so schnell die Runde, wie ein Körper sich im freien Fall bewegt) nichts wusste. Natürlich wurden solche Aktivitäten mit einer gewissen Diskretion betrieben; trotzdem unbegreiflich, dass man nichts davon gewusst hat, dass Mama, mit Delia eng vertraut, es nicht gewusst hat. Denn dieser Zeitvertreib, so diskret und nächtlich er ablief, war eine Zielscheibe für Indiskretionen. Auch zog sich das schon Jahre hin und ging noch Jahrzehnte so weiter, davor und danach (vor und nach was?). Und vor allem hätte es nur einer Kleinigkeit bedurft, irgendeines Anzeichens, eines winzigen Hinweises, damit Schlüsse gezogen worden und alle diese Dinge ans Licht gekommen wären ... Und tatsächlich hat man es erfahren, aber erst viele Jahre später (natürlich erfuhr man es, sonst würde ich das hier nicht schreiben), als ich schon nicht mehr in Pringles lebte, eines Tages, ich weiß nicht mehr wann, auf einer meiner Reisen, erfuhr Mama davon, wusste es genau, konnte es schon nicht mehr hören, wie ließen sich die Wechselfälle im Leben der Siffonis, ihr Status quo ohne diesen Umstand auch erklären? Wie wären sie von Anfang an zu erklären gewesen, seit unserer grauen Vorzeit im Viertel? Das ist es, was ich mich frage: Wie? Wenn niemand davon wusste!

Die Einsätze steigen immerzu. Der Mond stieg ... Dabei stieg er gar nicht, genauso wenig wie die Sonne; dieses Steigen ist eine von der Drehung der Erde bewirkte Illusion. Auf dem Zenit der Einsätze würde Ramón Siffoni, der Mondmann, der durch seine schiere Massenanziehungskraft die pekuniären Fluten steigen ließ, den höchsten Einsatz auf den Tisch legen, wenn er es nicht schon getan hatte: seine Ehe.

Als er wieder in den Rückspiegel sah, war das kleine himmelblaue Auto noch immer hinter ihm, noch immer in einem Kilometer Entfernung. Ramóns Verdacht, dass man ihm folgte, verstärkte sich. Was tun? Noch mehr beschleunigen war nutzlos und konnte das Gegenteil bewirken. Er nahm den Fuß vom Gas, so dass sich die Geschwindigkeit von allein verringern konnte: So machte er es immer, das ging automatisch. Von hundert fiel sie

auf neunzig, achtzig, siebzig ... sechzig ... fünfzig, vierzig, dreißig ... Mein Gott! Das war schlimmer als eine Vollbremsung. Die Mondlandschaft des Tafellands war eben noch nach hinten davongeflohen, jetzt floh sie nach vorn, der durchsichtige Staub, der von der Pistenstraße aufstieg, hüllte ihn ein wie flüssiges Silber ... Es war, als würde man sich in den Dimensionen vor- und zurückbewegen, nicht auf einem Tafelland. Aber als er wieder einen Blick in den Rückspiegel warf, waren da der Kilometer, die himmelblaue Maus.

Erneut trat er wie verrückt aufs Gas: dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig, siebzig ... achtzig ... neunzig, hundert, hundertzehn, hundertzwanzig ... Die Durchsichtigkeit hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten, der Mond hüpfte ... Der Lastwagen durchquerte seine eigene Kielspur, seine eigene Fahrtrichtung ...

Als er wieder ins Spiegelchen sah ... Er wollte es nicht glauben. Aber er musste sich der Evidenz beugen. Das Auto war noch dort, die Entfernung immer die gleiche, immer der gleiche Kilometer, der außerdem nicht nur irgendein gleicher, sondern stets derselbe war. Er beschloss, erneut vom Gas zu gehen, diesmal aber so abrupt, dass ihn sein Verfolger unweigerlich überholen musste. Hundert, neunzig, achtzig, siebzig, sechzig, fünfzig, vierzig ... dreißig ... zwanzig, zehn, null, minus zehn, minus zwanzig, minus dreißig ... Das hatte er noch nie gemacht. Die Wirbel des Mondes hüllten ihn ein.

Und dennoch, als er in den Rückspiegel schaute, waren da zu seinem größten Erstaunen das himmelblaue kleine Auto und der Kilometer, der sie trennte. Er beschleunigte. Er verlangsamte. Etc. Wollte er anfangs seinen Augen nicht trauen, konnte er es jetzt, nach mehrstündiger Raserei in beiden Richtungen, erst recht nicht. Noch mehr irritierte ihn, wenn er in regelmäßigen Abständen den Rückspiegel konsultierte (einen von denen, die, außen an einem Metallärmchen angebracht, von der Fahrerkabine seitlich abstehen), dass das himmelblaue kleine Auto so glänzte und in Position blieb, als würde es über der Fahrbahn schweben, über die Schlaglöcher hinweggleiten, während er nach Kräften durchgeschüttelt wurde, und dass vor allem die Entfernung identisch blieb ... allzu identisch ... Ohne die Geschwindigkeit zu erhöhen oder zu verringern, von der er beim ständigen Wechsel schon nicht mehr wusste, auf welcher Seite im Beschleunigungsexzess sie lag, kurbelte er mit der linken Hand am Fensterheber. Als die Scheibe unten war, streckte er, des Fahrtwindes wegen mit zusammengekniffenen Augen, die Hand nach draußen, näherte Daumen- und Zeigefingerspitze so behutsam, wie die Hüpfen des Lastwagens es zuließen, der ovalen Oberfläche des Spiegelchens und pflückte ... pflückte das himmelblaue kleine Auto herunter! Als wäre es ein Abziehbildchen, das dort klebte ... Er hielt es vor die Augen und legte den Kopf schief, um es im Mondlicht besser zu erkennen ... Es war ein metallisch kobaltblauer Schmetterlingsflügel, dem der Mond jenen Glanz nahm, der ihm so ins Auge gesprungen war ... Er wunderte sich, Opfer einer so barocken Sinnestäuschung geworden zu sein, das konnte nur ihm passieren ... Denn ein Schmetterlingsflügel mochte zwar an dem einen oder anderen Teil eines fahrenden Wagens kleben bleiben, und tatsächlich passiert das auf einer Fahrt ständig, aber Schmetterlinge zerschellen an den Fahrzeugteilen, die den Fahrtwind brechen, zum Beispiel an Windschutzscheibe oder Kühler! Und der Spiegel zeigt nach hinten! Er konnte es sich nur so erklären, dass der Schmetterling bei einer der kürzlich erfolgten Entschleunigungen von

der Geschwindigkeitsumkehr erwischt und von hinten kommend zerschmettert worden war. Er öffnete die Finger, überließ den fingernagelgroßen, himmelblauen Flügel dem Wind, kurbelte die Scheibe hoch und sah nicht noch einmal in den Rückspiegel.

Hätte er es getan, würde er erstaunt festgestellt haben, dass das kleine Auto noch da war, wo sich bis eben seine vom Schmetterlingsflügel umrissene Silhouette befand. Im Auto saß Silvia Balero, die Zeichenlehrerin, verrückt vor Angst und kurz vorm Einschlafen. Sie hatte gesehen, wie vor ihren Augen Siffonis roter Laster verschwand, in dem sie den letzten Faden verfolgte, der sie mit ihrem Brautkleid und mit ihrer Schneiderin verband. Der Moment, als die atmosphärischen Gezeiten den Laster ihren Blicken entzogen, überraschte sie in schlechter Verfassung. Denn wie alle angehenden alten Jungfern war sie sehr abhängig von ihrem Biorhythmus, und nach Mitternacht schlief sie grundsätzlich schon. Ihr ganzes Leben lang war sie davon nicht abgewichen. Die Nacht war für dieses tagaktive, impressionistische Geschöpf eine Unbekannte. Um Mitternacht, die sich in seltsamer Zufälligkeit mit dem Moment deckte, in dem der Mond auf den Laster einwirkte, stellte sie deshalb wie eine Schlafwandlerin auf Autopilot um. Wie in einem Alptraum bemächtigte sich ihrer die Verzweiflung, dass die Beute ihren Blicken entschwand. In ihrem Zustand stand diese Taschenspielerlei für die der Wirklichkeit insgesamt.

»Ich habe Hunger«, dachte Ramón Siffoni, der nicht zu Abend gegessen hatte. Ein Stück voraus sah er unter dem Mond etwas wie einen Berg und auf seinem Gipfel ein Hotel. Trotz der Uhrzeit brannte Licht in den Fenstern des Erdgeschosses, und er hielt es nicht für ausgeschlossen, dort einen Speisesaal zu finden. Die Annahme gewann erheblich an Wahrscheinlichkeit, als er, bereits im Anstieg, mehrere Lastwagen vor dem Hotel stehen sah. Jeder Reisende in Argentinien weiß, dass, wo Fernfahrer Halt machen, gut gegessen wird: erst recht also, dass gegessen wird.

Er hatte kaum den Fuß auf die Erde gesetzt, als eine Frau auf ihn zukam, obwohl sie gleichzeitig vor ihm zu fliehen schien. Er schaute nicht genau hin, da seine Aufmerksamkeit dem himmelblauen Autochen galt, aus dem sie geklettert war.

Silvia Balero merkte, dass er sie nicht erkannte, obwohl er derjenige war, der ihr bei ihren täglichen Besuchen bei der Schneiderin die Tür öffnete. Alle Frauen mussten für ihn gleich aussehen. Die Sorte Mann war er.

»Entschuldigen Sie, wenn ich störe, ich weiß nicht, was Sie von mir denken werden, aber ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

Siffoni sah sie auf eine Weise an, die unflätig wirkte, in Wirklichkeit aber nur seine Verwirrung ausdrückte, denn sie kam ihm bekannt vor, und er wusste nicht woher.

»Würden Sie mich hineinbegleiten? Ich meine, damit es aussieht, als seien wir Kollegen, Reisende. Sie werden ja hier übernachten ... Ich würde ungern allein reingehen.«

Endlich reagierte er und ging auf die Tür zu.

»Nein. Ich will was essen, sonst nichts.«

»Ich auch! Danach fahre ich weiter!«

Sie fragte sich: Wo hat er bloß den Lastwagen gelassen? Man könnte meinen, er sei der leeren Luft entstiegen.

Der Eingang war jedoch verschlossen; durch einen Spalt in den Vorhängen sah man die